

Geschichten, die das Leben diktiert

So schnell dürfte noch keiner Chefredakteur geworden sein. Dennis Buchmann hatte eine Idee, nahm an einem Wettbewerb teil, und nun ist sein Heft schon da. Der Titel: „Humanglobaler Zufall“.

Humanglobaler Zufall“ hat einen roten Faden. Oben auf der letzten Seite des Magazins ist er festgeklebt und dient als Lesezeichen. Zehntausend Euro hat es gekostet, in jedes der hunderttausend Hefte einen solchen Faden zu kleben – von Hand. Eine der wenigen Aufgaben, die Dennis Buchmann nicht selbst erledigt hat. Buchmann hat fast alles selbst gemacht bei der Entwicklung dieser neuen Zeitschrift. Er hat das Magazin mit dem sperrigen Titel konzipiert, das Papier ausgesucht, Autoren beauftragt, an der Werbekampagne mitgearbeitet und ist um die halbe Welt geflogen, um zu recherchieren. „Global Editor“ steht nun an seiner Bürotür im sechsten Stock des Berliner Axel-Springer-Hauses.

Man kann sagen, dass Buchmann diesen Job einem glücklichen Zufall verdankt. Ihm würde das gefallen, Buchmann mag Zufälle. Zufällig war er im vergangenen Sommer in der Zeitung auf eine Anzeige gestoßen. Der Springer-Verlag suchte nach einer neuen Idee für ein „Medienprojekt“. „Scoop“ hieß der Wettbewerb, zu dem man nur eine Idee auf ein DIN-A4-Blatt schreiben und es einschicken musste. Der Preis klang verlockend: Der Verlag würde die Gewinneridee verwirklichen und bis zu einer halben Million Euro investieren. Buchmann, dreißig Jahre alt und kurz vor dem Abschluss an der Deutschen Journalistenschule, machte mit – und wurde vom Praktikanten zum Chefredakteur. „Wäre das nicht so einfach gewesen, ich hätte nie mitgemacht“, sagt Buchmann.

Seine Idee entstand schon drei Jahre vor dem Wettbewerb, als er mit dem Rucksack durch Mittelamerika reiste. „Irgendwann ist mir aufgefallen, dass man in den Hostels und Bussen immer wieder zufällig dieselben Menschen wiedertrifft“, erzählt Buchmann. Deshalb schlug er ein Magazin über die weltweite Vernetzung, über Menschen und ihre Beziehungen rund um den Globus vor. Das sollte der inhaltliche rote Faden von „Humanglobaler Zufall“ sein. Das Prinzip: Buchmann sucht nach das Thema der ersten Reportage aus, danach übernimmt der Zufall das Kommando. Die folgenden Geschichten handeln dann stets von einem Freund oder Familienmitglied des Protagonisten des vorangegangenen Textes.

Jetzt, ein halbes Jahr nachdem Buchmann in das Büro des „Global Editors“ eingezogen ist, liegt das erste Heft vor

ihm auf dem Schreibtisch. Es sieht edel aus. In goldenen Lettern steht der Titel auf dem schwarzen Cover. Doch wer ein Hochglanzmagazin erwartet, wird überrascht. „Hochglanz war uns irgendwie zu glamourös, deshalb haben wir uns für mattes Papier entschieden“, sagt Buchmann. Die Rubriken am Anfang und Ende des Heftes sind klar optisch von den Reportagen abgegrenzt, indem sie auf lachsrosa Papier gedruckt wurden. Das Layout von „Humanglobaler Zufall“ hat der Artdirector Mirko Borsche entwickelt, der auch „Neon“ und das „SZ-Magazin“ mitgestaltet hat. Beim ersten Durchblättern fällt sofort auf, dass den Bildern von Armin Smalovic, Gerald von Foris, Jörg Koopmann und Peter Langer viel Platz eingeräumt wird. Zu jedem Text gibt es eine mehrseitige Fotostrecke.

Doch das Herzstück von „Humanglobaler Zufall“ sind die sechs Reportagen in der Heftmitte. In der ersten Ausgabe beginnt die Reise im Dorf Mindo in Ecuador, wo der deutsche Entwicklungshelfer Malte Fähnders lebt und arbeitet. Fähnders wiederum hat früher mit dem indischstämmigen Fotografen Pramod Mondhe Fußball gespielt, der in Berlin wohnt und auf der ganzen Welt Bilder von lachenden Menschen gemacht hat. Ein Bekannter von Mondhe lebt in New Orleans und hat durch den Hurrikan „Katrina“ seine heutige Frau kennengelernt. So entspinnt sich ein Beziehungsgeflecht, das am Ende der ersten Ausgabe zu einer Kanadierin und einem Paraguayer führt, die in Baden-Baden leben und so schnell wie möglich wegwollen.

Leider geht der rote Faden in einigen Texten verloren. Dann hat man das Gefühl, der Zufall hat den Autor zu einer Geschichte gezwungen, obwohl der lieber von einem anderen, interessanteren Menschen erzählt hätte. So erfährt man zum Beispiel wenig über Sven Oertel, der seine Frau durch den Hurrikan kennengelernt hat. Stattdessen erzählt Buchmann immer wieder von Robert Green, der Mutter und Enkelin im Sturm verloren und die spannendere Geschichte zu erzählen hat. Trotzdem ist „Humanglobaler Zufall“ ein lesenswertes Experiment. Denn als erste deutsche Zeitschrift behandelt „Humanglobaler Zufall“ die Globalisierung nicht als abstraktes Phänomen, sondern macht sie durch die Menschen und ihre weltweiten Beziehungen begreifbar.

Wie lange das Experiment dauert, entscheidet sich von Montag an. Dann liegt „Humanglobaler Zufall“ am Kiosk. Zunächst werden vier Ausgaben im Abstand von drei Monaten erscheinen. Dann ist die halbe Million Euro des Verlages verbraucht, und das Magazin müsste sich selbst finanzieren. Angst vor dem Scheitern hat Dennis Buchmann nicht. „Es wäre schade, wenn es nicht weitergeht, aber die Welt würde nicht untergehen.“ Er habe sich den Traum jedes Journalisten erfüllt, ein eigenes Magazin auf die Beine zu stellen. „Dabei steht für mich nicht an erster Stelle, möglichst viele Hefte zu verkaufen.“ Und wenn er mit dem Heft Erfolg hat? „Dann mache ich weiter“, sagt Buchmann. „Das Gute am Zufall ist ja, dass er nie langweilig wird.“

PHILIPP VETTER



„Patriotenjob ohne Verwundungsgefahr“ hat Dennis Buchmann neben das Bild der wandelnden Freiheitsstatue geschrieben. Entstanden ist es während der Recherche zu einer Reportage über das Leben in New Orleans nach Hurrikan „Katrina“. Das Bild ist ein Zufallsprodukt. Der Fotograf Jörg Koopmann sah die Frau, die in diesem Kostüm Werbung für ein Steuerberatungsbüro macht, auf der Straße und drückte auf den Auslöser. Diese Bilder und die Idee, dem Zufall die Themensuche zu überlassen, machen den „Humanglobalen Zufall“ zum lesenswerten Experiment.

Foto Jörg Koopmann

Streit um „Feuerherz“

Verlag zahlt Entschädigung

Im Streit um den Wahrheitsgehalt des Kindersoldaten-Bestsellers „Feuerherz“ von Senait Mehari hat der Droemer-Knaur-Verlag Aussagen über eine Betroffene widerrufen. Die in dem Buch als brutale Kommandantin dargestellte Frau habe weder ein Ausbildungslager für Kindersoldaten in Eritrea geführt noch Kinder hinrichten lassen, teilte der Verlag mit. Vielmehr sei sie eine zwölfjährige Schülerin gewesen. Mit der Betroffenen habe man sich außergerichtlich geeinigt. Es handele sich um einen bedauerlichen Fehler. Der

Verlag werde ohne Anerkennung einer Rechtspflicht eine Entschädigung zahlen. Die Rede ist von 35 000 Euro.

Das Buch, das nach Angaben des Verlags 450 000 Mal verkauft wurde, ist die Autobiographie der aus Eritrea stammenden Sängerin Senait Mehari. Um die sachliche Richtigkeit ihrer Angaben hatte sich eine heftige Kontroverse ergeben, die etliche Details betraf, aber schließlich in der Frage mündete, ob es in Eritrea überhaupt Kindersoldaten gegeben habe. Das Buch hatte den Regisseur Luigi Falorni zu dem Film „Feuerherz“ inspiriert, der im Wettbewerb der Berlinale lief.

miha.



Dieser Typus kommt in den besten Unternehmerfamilien vor: In Sönke Wortmanns Episodenfilm „St. Pauli Nacht“ von 1999 spielt Christian Redl den Zuhälter Brilli, der auf der Reeperbahn seine postindustriellen Geschäfte macht.

Foto Interfoto

Haut nicht auf den Hammermörder

Die Würde der Verlierer: Zum sechzigsten Geburtstag des Schauspielers Christian Redl

In Christian Petzolds Film „Yella“ übernachtet die Titelheldin, gespielt von Nina Hoss, ein letztes Mal in ihrem Elternhaus in Wittenberge, bevor sie über die Elbe in den Westen fährt, um dort ihr Glück zu versuchen. Den Vater Yellas, einen arbeitslosen Witwer, spielt Christian Redl. Am Morgen, bei ihrem letzten gemeinsamen Frühstück, schält er der Tochter sorgfältig eine Orange, dann drückt er ihr ein Bündel Geldscheine in die Hand. Beim Abschied an der Haustür, bevor Yella zum Bahnhof fährt, liest man in seinem Gesicht all die Sätze, die er jetzt sagen könnte und die zahllose Filmväter vor ihm gesagt haben. Aber er schweigt.

Es gibt nicht viele Schauspieler, die mit zwei, drei Strichen eine Figur so umreißen können, dass sie im Gedächtnis bleibt. Und es gibt noch weniger deutsche Schauspieler, denen es gelingt, ohne Krampf und Übertreibung jene vom Schicksal weniger gebätschelten Charaktere zu verkörpern, die man „Verlierertypen“ zu nennen pflegt und an denen zumal das deutsche Fernsehen so reich und zugleich so

arm ist. Christian Redl ist eines dieser seltenen Talente. Mit vierzig Jahren, nach zwei Jahrzehnten Theaterarbeit in Wuppertal, Frankfurt, Bremen und Hamburg, trat er in Uwe Schraders „Sierra Leone“ zum ersten Mal vor eine Filmkamera, und sofort war er eine Macht. Der Afrika-Heimkehrer Fred, den er bei Schrader spielt, geht wie ein Preisboxer auf sein früheres Leben los, er will mit Gewalt glücklich sein, und als das Leben zurückschlägt, nimmt er dessen Hiebe wie eine verdiente Strafe hin, bis sie ihn umhauen.

Schon damals, 1988, war das Schauspiel für Redl eine Frage der Würde, des Respekts, den er auch den unscheinbarsten und fragwürdigsten Gestalten entgegenbrachte und umgekehrt auch von den Regisseuren und Zuschauern forderte. Er hat den „Hammermörder“ in Bernd Schadowalds Fernsehfilm ebenso eindringlich verkörpert wie den „Totmacher“ Fritz Haarmann auf der Bühne, er war als fieser Zuhälter in Sönke Wortmanns „St. Pauli Nacht“ genauso überzeugend wie als Alfred Jodl in Oliver Hirschbie-

gels „Untergang“ oder als General Krebs in Hans-Christoph Blumenbergs „Die letzte Schlacht“. Im Augenblick scheinen ihm die Fernsehautoren besonders gern den Typus des gebrochenen und altersmüden Beamten auf den Leib zu schreiben, etwa den blinden Richter in Christian Görlitz' Rachegeschichte „Nachts, wenn der Tag beginnt“ oder den pensionsreifen Kommisar Renz im gerade ausgestrahlten Zweiteiler „Das jüngste Gericht“.

Von solchen Rollenklischees, die sicher auch mit seiner wenig heldenhaften, dafür umso ausdrucksvolleren Physiognomie zu tun haben, erholt sich Redl am Theater und im Hörfunk. Hier spielt er Tschchow, Yasmina Reza und Brecht, liest Baudelaire „Blumen des Bösen“, Goethes „Wahlverwandtschaften“ und die Balladen von Villon, während er die Bussi-Bussi-Events der Bildschirmschickeria tunlichst meidet. Einen großen Schauspielerepreis hat Christian Redl, der morgen seinen sechzigsten Geburtstag feiert, bis jetzt noch nicht empfangen. Das muss sich dringend ändern.

ANDREAS KILB

Der Resteverwerter Willy wird zum Helden

Dass man in Köln an Müllskandale gewöhnt ist, hat nun auch der „Tatort“ entdeckt

Im Mai feiert der „Tatort“ Jubiläum. Siebenhundert Folgen der Krimiserie werden dann landauf, landab multi- oder sozusagen omnimedial gewürdigt werden, wie es sich bei einer staatstragenden öffentlich-rechtlichen Institution nun einmal gehört. Und wie quicklebendig der „Tatort“ nach wie vor auftrumpfen kann, bewies gerade erst Kommissarin Lindholm (Maria Furtwängler) durch ihre kuriose Ermittlung unter den mörderischen Bewohnern einer Laubenkolonie: „Erntedank e.V.“ (F.A.Z. vom 29. März) war ein echtes Glanzstück der Reihe.

Das kann man vom neuen Fall der Kölner Ermittler Max Ballauf (Klaus J. Behrendt) und Freddy Schenk (Dietmar Bär) leider nicht behaupten. Obwohl der „Tatort“ aus Köln mit der neuen Folge „Müll“ ebenfalls ein Jubiläum vorzuweisen hat. Eindrucksvolle vierzigmal sind die ungleichen Kölner Ermittler seit der ersten Folge „Willkommen in Köln“ (1997, Regie: Kaspar Heidelbach) nun an der Würstbraterei mit dem unüberrtrefflichen Rheinblick gesichtet worden, und uns wäre somit durchaus nach Glückwünschen und Freibier zumute gewesen. Seltsamerweise aber wird des Jubiläums im Presseheft des WDR zu „Müll“ mit keiner Silbe gedacht.

Ob man auch in Köln findet, dass gerade diese Folge zum Jubeln kaum Anlass gibt? Tatsächlich plätscherte selten einer der mittlerweile neun Kölner „Tatorte“ von Regisseur Kaspar Heidelbach so uninspiriert vor sich hin. Das Einzige, was hier glänzt, ist die Karosserie einer gepflegten Corvette, Baujahr 1964, mit der Autonarr Schenk diesmal unterwegs sein darf.

Dem Titel gemäß geht es um die Müllmafia, um skrupellose Geschäfte mit der Entsorgung giftigen Sonderabfalls und um dubiose Vorgänge auf Recyclinghöfen. Dass Müll eine lukrative Ware ist, die umso teurer gehandelt wird, je schmutziger sie ist, wissen wir zum Schluss dieses Falles zur Genüge, und dass sich in akute Lebensgefahr begibt, wer zu genau in dunkle Gerümpelecken blickt, darüber hinaus. Der Weg bis zu diesen Einsichten gestaltet sich aber ziemlich langwierig.

Auf dem privaten Recyclinghof Esser ist nach einem Brand ein verkohlter Frauentorso gefunden worden, dessen Identifizierung Rechtsmediziner Roth (Joe Bausch) einige Mühe bereitet. Zumal gleich zwei Frauen verschwunden sind. Die Sekretärin von Peter Esser (Matthias Redhammer), die als wichtigste Zeugin in der Revision des Kölner Müllskandalpro-

zesses auftreten wollte, ist genauso unauffindbar wie die Mutter Weber, die auf dem Gelände der Familiengärtnerei zuletzt in unmittelbarer Nähe ihres Mannes Frank (Wotan Wilke Möhring) und dessen neuer Freundin Kaja Krumme (Elena Uhlig) lebte. Ausgerechnet Kaja Krumme hat das Feuer entdeckt, als sie Gartenabfälle zum Recyclinghof brachte.

Es gibt also zwei Ermittlungsrichtungen und zwei Spuren, die abwechselnd heiß und kalt werden. Und es gibt den alten Resteverwerter Willy (Hans Diehl), der sich liebevoll um das Gerümpel kümmert, das anderen nur noch zur Geschäftemacherei taugt. Erst ein kostbarer Ring, den Willy seiner künftigen Verlobten, der Raumpflegerin Jutta (Hildegard Krekel in einer kleinen, aber feinen Rolle), schenkt, führt zur Identifizierung der Toten und damit zur Lösung des Falles.

Trotz guter Typen wirkt dieser bemüht konstruierte Fall (Drehbuch: Achim Scholz) irgendwie wie aus Willys berüchtigter Resterampe zusammengebastelt. Zu viel Gerümpel steht hier herum, dessen Instandsetzung sich nicht mehr so richtig gelohnt hat.

HEIKE HUPERTZ

Tatort: Müll läuft am Sonntag um 20.15 Uhr im Ersten.

Contergan-Film bleibt

Grünenthal-Pharma verliert Prozess

Der im November 2007 ausgestrahlte ARD-Zweiteiler „Eine einzige Tablette“ über den Contergan-Skandal darf weiter in seiner vorliegenden Fassung gezeigt werden. Das entschied das Landgericht Hamburg und wies damit vier Klagen der Pharmafirma Grünenthal ab. Im Rechtsstreit mit dem WDR und der Produktionsfirma Zeitsprung hatte der Pharmahersteller Grünenthal verlangt, dass verschiedene Szenen gestrichen oder geändert werden. Der Spielfilm bereitet den Verlauf des Skandals um das von Grünenthal 1957 auf den Markt gebrachte Schlafmittel Contergan auf. Der Konzern hatte versucht, die Ausstrahlung des Films zu verhindern.

Grünenthal bedauerte die Urteile. Nun werde weiter ein in wichtigen Teilen unzutreffendes Bild der Vorgänge verbreitet. Man werde das Urteil prüfen. Es sei nicht

nachzuvollziehen, dass der Film Schulen zur Verfügung gestellt werde. Ein Spielfilm, der Wahrheit und Erfindung vermische, könne nicht als historische Quelle genutzt werden, sagte Sebastian Wirtz, der Geschäftsführer der Firma Grünenthal.

Dem widerspricht der Produzent Michael Souvignier. Dies sei ein „wichtiger Erfolg auf ganzer Linie“. Es bestätige sich, dass der Film historisch korrekt sei und niemandes Persönlichkeitsrechte verletze. Dies sei „ein großer Erfolg für die Contergan-Geschädigten“. Die Bundesregierung habe die Rentenzahlungen verdoppelt. Es sei an Grünenthal, „sich auch endlich zu bewegen“ und nicht allein die Steuerzahler eintreten zu lassen. Gekommen sei „von Grünenthal, entgegen anderslautender Äußerungen, bislang nichts“. Contergan-Geschädigte hatten angekündigt, von Grünenthal Schadensersatz in Milliardenhöhe zu fordern. Ende Februar hatte Grünenthal mitgeteilt, freiwillig einen finanziellen Beitrag leisten zu wollen.

kk

Bunte Truppe

Die ARD bei der Euro 2008

Die ARD tritt bei der Fußball-Europameisterschaft mit einer bunten Truppe an. Das Endspiel am 29. Juni kommentiert Tom Bartels, der 2006 nach zehnjähriger Reporter-Tätigkeit für RTL zur ARD gewechselt war. Das ist die gute Nachricht. Die schlechte: Bartels wechselt sich bei den fünfzehn von 31 Begegnungen, welche die ARD von der Euro zeigt, mit dem WDR-Sportchef Steffen Simon ab, von dem wir im Laufe der Jahre noch keine einzige Kommentierung gehört haben, die mit dem Geschehen auf dem Platz in irgendeinem sinnfälligen Zusammenhang stand. Oliver Pocher, der bekennende Hannover-96-Fan, tritt bei der Euro als Pausenclohn auf, Mehmet Scholl als Experte – ihn im Verein mit Reinhold Beckmann lässt die ARD sich warmlaufen für die Zeit nach dem Duo Delling/Netzer.

miha.

Selbstvergiftung

In einem Verfahren gegen das Magazin „Focus“ hat das Berliner Kammergericht jetzt entschieden, dass Behauptungen dieses Magazins zur Stasi-Mitarbeit von Jenny Gröllmann unzulässig sind. Das inkriminierte Interview mit Ulrich Mühe, der einige Jahre mit Gröllmann verheiratet gewesen war, stand im April 2006 im „Focus“. Die Schauspielerin starb im August desselben Jahres an Krebs. Ein Jahr später erlag Ulrich Mühe einem Krebsleiden. Die Klage gegen den „Focus“ war vom Witwer Gröllmanns aufrechterhalten worden, er wehrte sich gegen Fragen, die „in ihrem Kern die Tatsachenbehauptung, Jenny Gröllmann habe wesentlich mit dem Ministerium für Staatssicherheit der DDR zusammengearbeitet“, enthielten. So bezog sich etwa eine dieser Fragen auf ein Gutachten, das nachgewiesen haben soll, Frau Gröllmann sei eindeutig „Inoffizielle Mitarbeiterin“ der Stasi gewesen. Das Kammergericht gab Gröllmanns Witwer recht, bei den gestellten Fragen handle es sich „nicht um die zulässige Äußerung eines Verdachts“, für den das Magazin keine ausreichenden Beweise vorlegen konnte. Die bestehenden Zweifel an einer „bewussten Zusammenarbeit mit dem MfS“ habe man nicht ausräumen können. Zwar sei es möglich, so das Gericht, über einen Verdacht zu berichten, doch müssten dann auch Argumente angeführt werden, die für die Verdächtige sprächen. Die Revision gegen das Urteil wurde nicht zugelassen. „Focus“ will jetzt Beschwerde beim Bundesgerichtshof einlegen, weil die Pressefreiheit gefährdet sei. Drei Wochen vor ihrem Tod hatte die Schauspielerin dem „Stern“ ihr letztes Interview gegeben: „Ich muss das zu Ende bringen – meinetwegen bis zum Tod“. Kurz zuvor hatte bereits das Berliner Landgericht entschieden, Ulrich Mühe dürfe sie nun nicht mehr IM nennen. Auch damals war die Rede von Verdachtsmomenten, die niemand wie eine bewiesene Tatsache darstellen dürfe. Der „Stern“ hatte danach auch einige der sogenannten Treffberichte, mit einem Stasioffizier und einer IM Jeanne, die Jenny Gröllmann gewesen sein soll, überprüft und Unstimmigkeiten entdeckt. Danach stand die Schauspielerin laut Bühnenbuch an einigen Abenden, die akribisch mit Ortsangabe, Datum und Uhrzeit in der Stasiakte als Plauderstunde mit dem Offizier festgehalten waren, auf der Bühne des Berliner Gorki-Theaters. Es gab noch andere Ungenauigkeiten, vor allem aber fand sich eine Verpflichtungserklärung. Als Ulrich Mühe im Januar 2007 der Presse mitteilte, er habe nun eine Unterlassungserklärung unterzeichnet, schloss er mit Heiner Müller: „... die Worte fallen in das Getriebe der Welt uneinholbar“. Ein Orakel, das sich gerade noch einmal erfüllt hat. Beide Kontrahenten sind tot. Die Staatssicherheit ist seit fast zwanzig Jahren entmacht. Aber das Gift ihrer Lügen, Denunziationen und Verdachte wirkt weiter. Die Wahrheit, hat der Richter Neuhaus gestern in Berlin gesagt, werde sich in diesem Falle wohl nie ganz klären lassen. Jedenfalls nicht nach Aktenlage, die wir, das darf nicht vergessen werden, einem Täuschungsimperium verdanken. Ein hoffnungsloser Kampf, der auch darum nie endgültig ausgefochten werden kann. Nicht nur ausgesprochene Worte sind uneinholbar, sondern auch die „organische Verlogenheit“ (Max Scheler) eines untergegangenen Regimes.

Rh

In medias res

„Polylux“ gratuliert: Was als anarchistische Aktion einiger kreativer Medienkritiker begann, hatte sich zum handfesten Skandal entwickelt: In der vergangenen Woche hatte sich ein angeblich Drogensüchtiger in die ARD-Sendung „Polylux“ eingeschlichen und sich hinterher in einem Bekennervideo selbst enttarnt (F.A.Z. vom 12. April). Er und seine Mitstreiter, die sich „Kommando Tito von Hardenberg“ nannten, wollten mit ihrer Aktion auf unzureichende Recherchemethoden der „Polylux“-Redaktion hinweisen. Nachdem das Video im Internet eine rege Diskussion ausgelöst und „Polylux“ sich heftige Kritik eingehandelt hatte, machte die Redaktion den Vorfall am Donnerstagabend in ihrer jüngsten Sendung zum Thema. In einem Beitrag lieferte „Polylux“ zugleich einen Exkurs zu großen Medienbetrügnern der Geschichte. „Es ist uns eine große Ehre, in einem Atemzug mit den ‚Yes Men‘ genannt zu werden“, sagte der Darsteller des angeblichen Drogenkonsumenten im Anschluss an die Sendung im Gespräch mit dieser Zeitung. Auf die konkreten Vorwürfe des „Kommandos Tito von Hardenberg“ war der Bericht aber nicht eingegangen. „Polylux“, so der weiterhin anonym bleibende Medienpirat, habe im Falle von „Volksdroge Speed“ erst eine Woche vor Sendebeginn ein Gesuch im Internet plaziert: „Das kann nicht Recherche genannt werden.“ Gleichwohl werde man „die Sache nun auf sich beruhen lassen“, fügte er hinzu und meinte nicht ohne Witz, vielleicht werde es zu Ehren des „Bild“-Chefredakteurs ja bald ein „Kommando Kai Diekmann“ geben. „Polylux“-Moderatorin Tita von Hardenberg hat dem „Kommando Tito von Hardenberg“ in der Sendung zum gelungenen Coup übrigens „sportlich“ gratuliert.

amue.